

# SPRACHLICHE VARIATION ALS AUSDRUCK SOZIOKULTURELLER IDENTITÄT Multiethnolekte im Gegenwartsdeutschen

GIANLUCA COSENTINO  
UNIVERSITÀ DEGLI STUDI DI CAGLIARI

**Abstract** – Using a particular speech style or speaking a language variety such as a multi-ethnolect implies a continuous ‘act of identity’, i.e. a way of self-positioning through which speakers develop and consolidate a sense of belonging to a group. Starting with this assumption, this paper depicts the close correlations between linguistic variables and definition of macro-sociological categories for multilingual speakers. We will firstly focus on the main peculiarities of a new way of speaking emerging in multiethnic urban Germany (often referred to as ‘Kiezdeutsch’), which combines features of a youth language with those of a contact language; then we will examine the major functions of sociolinguistic variation in social meaning construction as well as in the process of shaping one’s own linguistic and cultural identity.

**Keywords:** Kiezdeutsch; identity construction; social meaning; multi-ethnolects; multilingual speakers.

## 1. Einführung

Was und wie wir sind, als Individuen oder als Gruppe, wird in entscheidendem Maße von der Art und Weise mitbestimmt, wie wir uns mit Worten ausdrücken. Wortwahl, Aussprache und Stil der Sprache, die wir jeweils verwenden, kann als Zeichen für soziale Identität und Gruppenzugehörigkeit gelesen werden. Durch den Gebrauch bestimmter sprachlicher Merkmale können wir verschiedene Hintergrundinformationen mitliefern bzw. uns als Mitglieder einer bestimmten sozialen Gruppe identifizieren – und demnach als dieser Gruppe zugehörig wahrgenommen werden. Dies geschieht teils unwillkürlich, ohne absichtliches Zutun, teils setzen Sprecher<sup>1</sup> bestimmte Stilisierungen durchaus bewusst ein, um dadurch besondere kommunikative Effekte zu erzielen. Die Annahme liegt also nahe, dass Sprache eine wichtige Rolle bei der Identitätskonstruktion einnimmt.

<sup>1</sup> Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im Folgenden das generische Maskulinum verwendet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für alle Geschlechter.

Menschliche Sprachen sind dynamische Systeme, sie sind variabel und erweiterbar und werden durch den ständigen Gebrauch der Sprachgemeinschaft verändert. Wie jede andere lebendige Sprache ist auch die deutsche Sprache keine homogene Einheitssprache aus starren Regeln und Gebrauchskonventionen, die für das Sprechen und Schreiben aller Menschen in den deutschsprachigen Staaten und Regionen in gleicher Weise gelten (Stickel 2019). Neben dem Standardsprachgebrauch umfasst das Deutsche eine bunte Vielfalt unterschiedlicher miteinander verschränkter Register, Stile und Varietäten, die sich durch bestimmte sprachliche Merkmale von den jeweils anderen Großbereichen unterscheiden. In der variationslinguistisch orientierten Soziolinguistik (Dittmar 2012, S. 1; Löffler 2010, S. 87) wird allgemein die These vertreten, die Herstellung gesellschaftlicher Bedeutung sei erst durch sprachliche Varianz möglich und allein auf einer linguistischen Mikroebene sichtbar. Sprachliche Variation wird demnach als ‚soziale Praxis‘ sowie als Mittel zur Konstruktion gesellschaftlicher Bedeutung definiert. Man denke z. B. an die jugendsprachlichen Mischformen im Gegenwartsdeutschen, die so genannten ‚Multiethnolekte‘ (Quist 2000). Daran lässt sich der identitätsstiftende Charakter von migrationsinduzierter Sprachvariation besonders deutlich erkennen. Solche Multiethnolekte, die zum einen Objekt vehementer Sprachkritik sind, mit zahlreichen Vorurteilen verbunden und generell als ‚soziale Abwertung‘, ‚Bedrohung‘ und ‚Sprachverfall‘ abgetan werden, besitzen zum anderen insofern ein sehr starkes soziosymbolisches Potential, als sich dadurch verschiedene Kategorien sozialer Identität herstellen und zum Ausdruck bringen lassen. Interessant bei der sprachlichen Variante von Multiethnolekten ist zudem, dass deren Sprecher oft über eine hohe Anzahl weiterer Sprachen verfügen, d. h. zwischen Hochdeutsch, ihrer Muttersprache und dem Multiethnolekt situationsabhängig wechseln können. Ebenso verwenden Jugendliche den Multiethnolekt auch nicht als eine Art Notlösung, weil sie – wie häufig angenommen – kein richtiges Deutsch können; stattdessen verwenden sie jedes Sprachsystem, was ihnen verfügbar ist, gezielt. Außerdem sind diese Varietäten des Jugendjargons entgegen der vorherrschenden öffentlichen Meinung nicht nur auf mehrsprachige Jugendliche der zweiten oder dritten Einwanderergeneration beschränkt; an diesen neuen sprachlichen Praktiken sind mittlerweile auch einsprachige Sprechende der Majoritätssprache beteiligt.

Der Beitrag setzt genau hier an und will die Facetten des komplexen Zusammenhangs zwischen sprachlicher Variation und gesellschaftlicher (Sprach-)Identität erkunden. Dabei sollen die wichtigsten strukturellen Eigenheiten dieser neuen jugendsprachlichen Varietäten dargestellt und die außersprachlichen Faktoren beschrieben werden, die deren situativ variierendem Gebrauch zugrunde liegen.

## 2. Sprache und Identität: ein unauslöschliches Band

In traditionellen Identitätskonzepten wird Sprache eine eher marginale Rolle im Hinblick auf die Konstruktion von Identität zugesprochen. Erst seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts wurden innerhalb der Sprachwissenschaft zahlreiche Arbeiten zum Themenkomplex ‚Sprache und Identität‘ vorgelegt, die unter unterschiedlichen Blickwinkeln die sprachliche Aushandlung bestimmter Identitätsaspekte in den Blick nehmen (vgl. Kresić 2006, S. 124 für einen Überblick). Im Mittelpunkt dieser jüngeren Identitätskonzepte steht die Untersuchung der spezifischen sprachlichen und kommunikativen Strategien, mit deren Hilfe Identitäten konversationell, diskursiv und narrativ ausgehandelt werden. Sie heben die Rolle der Sprache als Werkzeug kultureller Konstruktion deutlich hervor und betrachten Identität grundsätzlich als Resultat gesellschaftlicher Konstruktionen, als eine dynamische Größe, die im Diskurs ausgehandelt wird.

Aus ontogenetischer Perspektive nimmt die Identitätsentwicklung in der Kindheit ihren Anfang und unterliegt in der Jugendzeit bis ins Erwachsenenalter hinein verschiedenen Herausforderungen (vgl. Kresić 2006, S. 134). Mit der Muttersprache erwirbt das Kind neben einem mit grammatischen Regeln versehenen Zeichensystem ein höchst sensibles Instrument der Kopplung kognitiver, semiotischer und sozialer Handlungen. Soziologisch gesehen ist für den Menschen besonders die Zugehörigkeit zu einem sozialen Gefüge (Gruppe oder Ethnie) entscheidend, um sich zu definieren (vgl. Oppenrieder, Thurmair 2003, S. 43). Dadurch, dass soziale Mitglieder sich in bestimmter Weise sprachlicher Zeichen bedienen, sagen sie etwas über sich selbst aus, „sie positionieren sich als Angehörige einer bestimmten sozial, geographisch, politisch definierten Gruppe und konstruieren somit ihre soziale, aber auch ihre jeweils individuelle Identität“ (Kresić 2006, S. 124). Durch die Ausbildung einer individuellen und gleichzeitig auch sozial geteilten Sprechweise wird das Individuum zum akzeptierten Mitglied der jeweiligen sozialen Gruppe, der es angehört, und sucht nach unterschiedlichen sozialen Rollen und geeigneten Wegen zur Gruppenzugehörigkeit. Das Selbst bildet sich demnach in sozialer Interaktion, d. h. durch die Verwendung und Vermittlung signifikanter symbolischer Zeichen (vgl. Kresić 2006, S. 127) heraus. Das tun etwa Jugendliche, wenn sie sich der Sprache ihrer Altersgruppe anpassen, aber auch Erwachsene, die den Dialekt der Gegend annehmen, in die sie neu gezogen sind. Sprache ist also signifikantes Symbol einer Einheit oder einer Gruppe, deren Mitglieder gemeinsame Einstellungen und sprachliche Handlungsmuster, so genannte ‚acts of identity‘ (Le Page, Tabouret-Keller 1985), befolgen, um sich dieser Gruppe zugehörig zu zeigen.

Die Forschungsrichtung, die sprachliche Variation als eine Ressource für die Konstruktion gesellschaftlicher Bedeutung konzipiert, wird als „third-wave-Soziolinguistik“ (Eckert 2012, S. 69) bezeichnet. Im Gegensatz zur deterministischen Soziolinguistik, die Sprecher als Repräsentanten sozialer Kategorien konzeptualisiert, übt die third-wave-Soziolinguistik Kritik daran, dass soziale Merkmale *per se* zukommen; vielmehr geht sie davon aus, dass Sprecher ihre soziale Identität mittels Sprache aushandeln und dadurch Kategorien sozialer Identität selbst konstruieren. Sprecher fungieren demnach nicht mehr als Repräsentanten, sondern auch Konstruktoren sozialer Kategorien. In dieser Hinsicht kommt Sprache sowie diskursiven Formen des kommunikativen Austauschs eine zentrale Rolle im Prozess der Wirklichkeitskonstruktion zu (vgl. Eckert 2012, S. 88-90; Kresić 2006, S. 124).

Identitätsaspekte sind seit der Moderne viel flexibler geworden. Im Vergleich zu vormodernen Zeiten, in denen regionale und soziale Zugehörigkeit eines Individuums allein durch Geburt weitgehend festgelegt und im Lauf des Lebens relativ unveränderlich waren, sind Fragen der Identität in den heutigen Zeiten – im Zuge von Postkolonialismus, stets wachsender Zu- bzw. Abwanderung und Globalisierung – für immer mehr Menschen von zentraler existentieller Bedeutung geworden. Das postmoderne Selbst zeichnet sich durch eine differenzierte Struktur aus, die in verschiedene Teilidentitäten untergliedert ist. Überall entstehen kulturelle Identitäten, die nicht fixiert sind, sondern im Übergang zwischen verschiedenen Positionen schweben und das Resultat komplizierter Kreuzungen darstellen (vgl. Hall 1994, S. 218). Kresić (2006, S. 131) spricht hierbei von einem „Patchwork-Modell der multiplen Sprachidentität“ und deutet damit auf die alltägliche Identitätsarbeit des postmodernen Individuums hin. Diesem Modell zufolge kommt die Multiplizität der verschiedenen Teilidentitäten so zustande, dass das Individuum verschiedene Varietäten innerhalb einer Sprache verwendet und mehr als eine Fremdsprache beherrscht. Zentral in diesem Zusammenhang ist demnach die enge, unabdingbare Zusammengehörigkeit von Identität und mehreren Sprachen sowie der ständige Wandel von Identitäten und die (durch die Migrationssituation bedingte) Hybridität. Somit hat man nicht nur eine Identität, sondern man operiert und interagiert mit unterschiedlichen Identitäten, die „untereinander in kontinuierlicher Auseinandersetzung“ (Hinnenkamp 2005, S. 90) stehen. Identität ist also kein feststehendes monolithisches Konstrukt, in welches wir etwa hineingeboren werden; vielmehr handelt es sich dabei um ein kohärentes Gefüge aus „kultureller Prägung, persönlicher Neigung, angeborenem Verhalten, anerzogenen Sichtweisen“ (Oppenrieder, Thurmair 2003, S. 56). Identitätskonstitution kann demnach als permanenter Prozess angesehen werden, der in großem

Maße in der sprachlichen Kommunikation stattfindet.

Die verschiedenen Teilidentitäten beeinflussen sich gegenseitig. Dies äußert sich sprachlich als Sprachvariation und Code- bzw. Variantenwechsel. Im Folgenden soll dieser Aspekt am Beispiel von multiethnolektalen Sprachvarietäten näher diskutiert werden.

### 3. Multiethnolekte im Gegenwartsdeutschen

Im Zuge der Globalisierung haben die Migrationsbewegungen in den letzten Jahrzehnten weltweit stark zugenommen. In den Großstädten hat dies zu Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur geführt, die z. T. mit der Herausbildung multikulturell besiedelter Stadtteile mit einem hohen Migrantenanteil (z. B. Berlin-Kreuzberg und Neukölln, München-Isarvorstadt oder Hamburg-Altona) einherging. Solche urbanen Wohngebiete zeichnen sich durch eine große Bandbreite unterschiedlicher Herkunftssprachen, Dialekte, Stile und das Zusammentreffen ein- und mehrsprachiger Sprecher der Majoritätssprache aus (vgl. Oppenrieder, Thurmair 2003, S. 47). Sie bilden einen sprachlich hochdiversen Kontext, in denen sich konsequenterweise in den letzten Jahrzehnten durch Sprachkontakt und interkulturelles Miteinander neue jungensprachliche Sprechweisen herausgebildet haben, die sogenannten ‚Multiethnolekte‘ (vgl. Quist 2000, S. 83).

Der Ursprung von multiethnischen Jugendsprachen reicht zurück bis in die Zeit der ersten Generation der Gastarbeiter in den 1950er Jahren, als die zahlreichen Fluktuationen von Menschenmassen zur Entwicklung von Ethnolekten, d. h. „varieties of a language that mark speakers as members of ethnic groups who originally used another language or distinctive variety“ (Clyne 2000, S. 86), führten. Auer (2013, S. 12-18) zeichnet die historische Entwicklung der multiethnolektalen Sprechweise am Beispiel eines einfachen Modells ethnischer Merkmale nach:

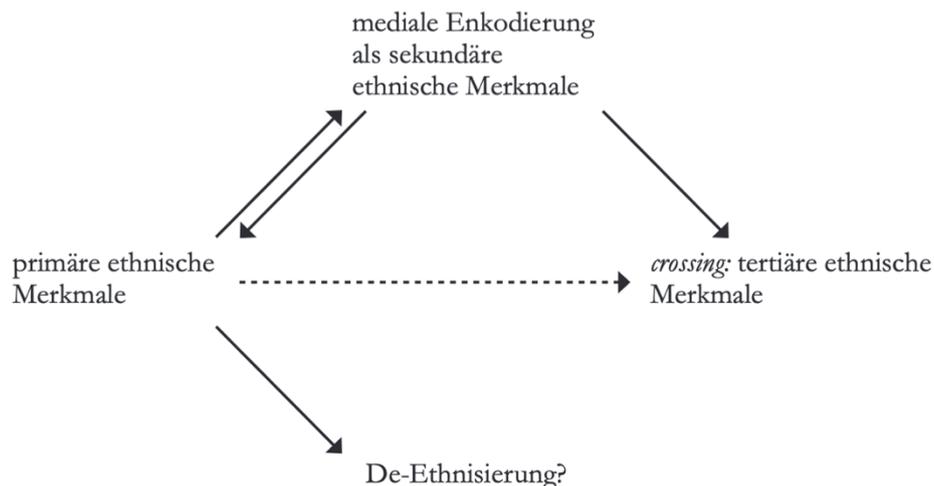


Abb. 1

Ein einfaches Modell ethnischer Merkmale im Deutschen (aus: Auer 2013, S. 12).

Er unterscheidet einen primären Ethnolekt, der in den sogenannten Großstadt-Ghettos entstanden ist und vor allem von männlichen Jugendlichen mit türkischem Familienhintergrund verwendet wird. Diese ethnolektale Form fungiert als Bezugspunkt für einen sekundären, medial transformierten Ethnolekt, wie er in Filmen, Comédies, Comics u.a. vorkommt, um auf nicht-deutsche Jugendliche zu verweisen. Die mediale Enkodierung und Stilisierung geht meistens mit einem parodistischen Effekt einher und befördert den dritten Transformationsprozess, d. h. den Übergang zum tertiären Ethnolekt. Der tertiäre Ethnolekt wird oft als Spottvarietät und als karikative Form beschrieben, die wiederum von deutschstämmigen Jugendlichen zitiert und weiterentwickelt wird, ohne jedoch mit Sprechern dieser Varietät in Kontakt getreten zu sein und durch die das negativ behaftete Bild von Sprechern des primären Ethnolektes weiter verstärkt wird (s. hier auch Androutsopoulos 2019, S. 363). Die absichtliche Verwendung stereotypisierter ethnischer Merkmale impliziert nach Auer (2013, S. 19) die Usurpierung im Sinne einer unrechtmäßigen Aneignung durch soziale Gruppen, denen der Multiethnolekt eigentlich nicht gehört. In der Literatur (vgl. Rampton 1995) lässt sich dieses Phänomen unter dem Begriff *crossing* fassen. Der letzte Schritt des Transformationsprozesses, der den Übergang zum eigentlichen Multiethnolekt markiert, vollzieht sich dann, wenn die verschiedenen Ethnolekte (türkisch-deutsch, russisch-deutsch, italienisch-deutsch) in Kontakt treten und nicht mehr nur von Jugendlichen mit Migrationshintergrund, sondern genauso von monolingualen Sprechern in gemischtethnischen sozialen Gruppen verwendet werden. Auer (2013, S. 19) bezeichnet diese Übernahme als „De-Ethnisierung“ (s. auch Dirim, Auer 2004, S. 217-221).

Anders als bei Ethnolekten haben Multiethnolekte keinen einheitlichen

ethnolinguistischen Hintergrund, sodass deren Hauptmerkmale nicht auf Inferenzen durch eine einzige Kontaktsprache zurückgehen, sondern auf eine Vielzahl von Hintergründen und Sprachkontakten (vgl. Androutsopoulos 2019, S. 354). Zudem handelt es sich beim Multiethnolekt nicht – wie bei Ethnolekten – um einen ungesteuerten Deutscherwerb der ersten Migrantengeneration, auch nicht um eine Lernvarietät oder ein Defizit im Spracherwerb. Vielmehr ist es ein sprachlich-kreativer Code, der von Jugendlichen als Identifikations- und Zugehörigkeitsmerkmal für eine gewisse soziale Gruppierung genutzt wird. Wenn Ethnolekte eher aus Not und Gründen einer defizitären Sprachausbildung gesprochen wurden, wird der Multiethnolekt mit anderen soziokulturellen Funktionen verbunden.<sup>2</sup>

Seit dem Ende des letzten Jahrhunderts sind (Multi-)Ethnolekte des Deutschen in der öffentlichen Diskussion unter verschiedenen Bezeichnungen gefasst worden, u.a. „Kanak Sprak“ (vgl. Feridun 1995), „Türkenslang“ (vgl. Auer 2003), „Türkendeutsch“ (vgl. Kern, Selting 2006), „Migrantendeutsch“ (vgl. Hinrichs 2013), „Kurzdeutsch“ (vgl. Marossek 2016) usw. Mittlerweile hat sich als neuer Leitbegriff medialer und fachlicher Ethnolektdiskurse die von Heike Wiese und ihrem 2012 erschienenen Buch *Kiezdeutsch: ein neuer Dialekt entsteht* geprägte Bezeichnung ‚Kiezdeutsch‘ etabliert (Androutsopoulos 2019, S. 355 für einen Überblick). Kiezdeutsch erfasst eine sprachlich und ethnisch vielfältige Sprechergemeinschaft mit ihrem informellen Sprachgebrauch im alltäglichen urbanen Wohnumfeld (vgl. Wiese 2012, S. 14). Im Begriff Kiezdeutsch stecken zwei wichtige Informationen: Es geht um einen Kiez (norddeutsche Bezeichnung für einen ‚Stadtteil‘) und es geht um Deutsch. Dieser Begriff vermeidet also negative Stereotype, wie sie von anderen Bezeichnungen wie ‚Kanakisch‘ evoziert werden und betont gleichzeitig die Zugehörigkeit der Varietät zum Bereich des Deutschen, ohne sie dabei auf Sprecher eines bestimmten sprachlichen oder ethnischen Hintergrunds einzuschränken (anders als z. B. ‚Türkendeutsch‘). Über die Jahre hinweg hat sich Kiezdeutsch so stark in den multiethnischen Vierteln etabliert, dass man heute nicht mehr sagen kann, die Jugendlichen würden Kiezdeutsch sprechen, weil ihre Großeltern aus der Türkei stammten oder weil sie kein richtiges Deutsch könnten. Es braucht

<sup>2</sup> Multiethnolektale Sprechweisen sind auch aus ähnlichen Debatten zu vergleichbaren sprachlichen Entwicklungen in anderen Ländern bekannt und überall dort vorzufinden, wo Migration stattfindet: Eine der ersten systematischen Beschreibungen stammt von Kotsinas (1992), die als *Rinkebysvenska* („Rinkeby-Schwedisch“) einen Multiethnolekt beschreibt, der besonders unter Jugendlichen in Rinkeby, einem Stockholmer Vorort mit hohem Migrantenanteil, gesprochen wird. Appel (1999) und Nortier (2001) untersuchen *Straattaal* („Straßensprache“), eine Jugendsprache aus multiethnischen Vierteln in Amsterdam und Utrecht; Quist (2000) diskutiert eine Jugendsprache in ethnisch heterogenen Vierteln Kopenhagens als *københavnsk multietnolekt* („Kopenhagener Multiethnolekt“) (vgl. Wiese 2011, S. 152).

daher keinen Migrationshintergrund mehr, um Kiezdeutsch zu sprechen; vielmehr sind es alle Jugendlichen eines solchen mehrsprachigen, multiethnischen Viertels, die untereinander Kiezdeutsch sprechen (vgl. Wiese 2012, S. 14).

Wie nahezu jede Sprachvarietät weist auch Kiezdeutsch spezifische und systematisch vorkommende sprachliche Besonderheiten und Strukturelemente auf, denen konkrete und logische Regeln zugrunde liegen. Aus diesem Grund tendiert man in der jüngeren Forschungsliteratur (vgl. Androutsopoulos 2019, S. 371; Auer 2013, S. 28; Wiese 2012, S. 77) immer öfter – und trotz aller Widrigkeiten – dazu, diesem jugendsprachlichen Jargon einen besonderen ‚Dialektstatus‘ zu verleihen.

### **3.1. Kiezdeutsch: ein neuer Dialekt entsteht**

Zumindest seit Wieses (2012) Aufsatz definiert man Kiezdeutsch als überregionalen urbanen Dialekt, der viele sprachliche Gemeinsamkeiten über mehrere Regionen hinweg aufweist. Mitunter wird der Begriff ‚Dialekt‘ hier weiter aufgefasst als in der traditionellen Dialektologie, denn Kiezdeutsch ist nicht geografisch in einer Region verankert, sondern charakteristisch für bestimmte, nämlich mehrsprachig dominierte, Wohngebiete. Außerdem gehört Kiezdeutsch nicht – wie etwa das Sächsische oder das Bairische – zu den Dialekten des deutschsprachigen Raums, die zur Entstehung und diachronischen Entwicklung des Standarddeutschen beigetragen haben (vgl. Wiese, Mayr 2017, S. 151; Wiese 2017, S. 338); trotzdem ist es Teil des deutschen Binnenraums, wird gesellschaftlich wahrgenommen und tritt in unterschiedlichen Gesprächssituationen in stärker oder schwächer ausgeprägter Form auf. Aus diesem Grund kann Kiezdeutsch zu Recht als Dialekt aufgefasst werden – genauso wie andere auf deutsche Sprachinseln begrenzte Sprachvarietäten wie das Texas-Deutsch in den USA, die sich außerhalb des deutschen Sprachraums in Folge von Kolonialisierung und Emigration entwickelt haben.

Noch immer bedient Kiezdeutsch im Volksglauben zwei Klischeevorstellungen: Zum einen betrachtet man das Phänomen in all seinen grammatischen Neuerungen als eine Schöpfung unter jugendlichen Sprechern, die unter Missachtung jeglicher Schulgrammatik stattfindet; zum anderen herrscht der weit verbreitete Aberglaube, Kiezdeutsch sei eine bloße Form von Migrantendeutsch, in der Regel hauptsächlich aus türkischem Mund entstanden. Beide Vorurteile können widerlegt werden. Es ist beispielsweise nur schwer zu leugnen, dass Äußerungen wie ‚Ich steige heute Hauptbahnhof aus‘, ‚Kommst du Bahnhof?‘ oder ‚Hast du Auto?‘ ohne Präposition und Artikel nicht Teil eines täglichen Gesprächs unter deutschen Muttersprachlern sein könnten. Ganz im Gegenteil. Trotzdem hört man von Laien immer öfter die Auffassung, solche Vereinfachungen, die Hinrichs

(2013, S. 208) als „Telegrammstil“ bezeichnet, seien in Kiezdeutsch entstanden, indem die türkische Grammatik einfach auf das Deutsche übertragen wurde (vgl. Siegel 2018, S. 2); in der öffentlichen Diskussion werden sie demnach als grammatische Fehler bzw. Hinweis auf das vermeintliche sprachliche Unvermögen der Kiezdeutschsprecher und ihre mangelnde Bildung interpretiert. Dagegen spricht aber allein die Tatsache, dass das Türkische – als agglutinierende Sprache – grammatische Informationen wie Kasus oder Numerus nicht einfach wegfallen lässt, sondern in Form von suffixähnlichen Elementen an das Bezugsnomen anhängt (vgl. Wiese 2012, S. 57). Würde ein Sprecher bei der Bildung dieser Angaben auf sein türkisches Sprachwissen zurückgreifen, so müsste die Präposition folglich an das Nomen angehängt werden. Das ist jedoch nicht der Fall. Empirische Datenerhebungen (vgl. Pohle, Schumann 2014, S. 222) zeigen zudem, dass diese sprachlichen Merkmale auch bei Probanden auftreten, die weder jugendlich waren noch einen Migrationshintergrund hatten, sondern einsprachig Deutsch sind.<sup>3</sup> Dies führt zur Annahme, dass Kiezdeutsch sich offensichtlich an bereits vorhandene sprachliche Besonderheiten der deutschen Grammatik anlehnt, gängige Tendenzen wieder aufgreift und innovativ ausbaut: „Kiezdeutsch verallgemeinert und baut hier also etwas weiter aus, das es im Deutschen schon gibt, das aber dort stärker beschränkt ist“ (Wiese 2012, S. 57).<sup>4</sup> Die kiezsprachlichen Veränderungen lassen sich unterschiedlichen grammatischen Bereichen zuordnen.

Auf phonetischer Ebene beobachten wir unter anderem Merkmale wie die systematische Koronalisierung des stimmlosen palatalen Frikativs [ç] zum *sch*-Laut (*isch, gleisch, rischtisch*). Das ist ein relativ typisches Merkmal, das auch in medialen Stilisierungen immer wieder hervorgehoben wird. Andere phonetische Erscheinungen betreffen die Reduktion von [ts]-Anlautclustern zu [s] oder [z] (z. B. ['svai] statt ['tsvai] für ‚zwei‘), die Verkürzung gespannter Vokale (z. B. ['zon] statt ['zo:n] für ‚Sohn‘), das Fehlen des [v]-Lauts bei der Aussprache des unbetonten *-er* am Wortende ([ 'zer] statt [ 'ze:v]

<sup>3</sup> Dies betrifft vor allem sogenannte „bloße Ortsangaben“ (Wiese 2012, S. 53) ohne Präposition, die auch außerhalb von Kiezdeutsch durchaus üblich und vor allem im Umgang mit dem Bahnverkehr häufig anzutreffen sind. Bülow und Kerschensteiner (2014, S. 276) führen dieses Phänomen darauf zurück, dass solche grammatisch reduzierten Lokalangaben nach dem Schema der deiktischen Adverbien *dort* oder *hier* konstruiert werden, die keine Präposition brauchen (*ich steige hier/dort aus*).

<sup>4</sup> Außerdem lassen sich einige strukturelle Merkmale des Kiezdeutschen auch in anderen europäischen Multiethnolekten wiederfinden: Befunde für bloße Lokalangaben werden beispielsweise auch aus dem vergleichbareren Sprachgebrauch im ‚Multicultural London English‘ (vgl. Kerswill 2006) belegt (z. B. *my mum sent me #shop three times*); auch in einigen Arbeiten zum Schwedischen im mehrsprachigen urbanen Raum werden Abweichungen vom Standard im Bereich der Präpositionen erwähnt.

für ‚sehr‘) oder die Nicht-Realisierung des glottalen Plosivs [ʔ] vor anlautenden Vokalen (vgl. Pohle, Schumann 2014, S. 218; Marossek 2016, S. 128-130).<sup>5</sup> Zudem weist auch die Prosodie bestimmte Eigenarten auf. Selting (2011) sieht als prosodisches Charakteristikum des Kiezdeutschen die Bildung kürzerer, aber vollständiger prosodischer Einheiten, die ohne verbindende Partikel und Konjunktion aneinandergereiht werden. So zeichnen sich Sprecher des Kiezdeutschen dadurch aus, dass viele verbalen Mittel der Einheitenkonstruktion und Einheitenverknüpfung (Konjunktionen, Artikel und andere lexikalischen Mittel) ausgelassen und regelmäßig durch prosodische Mittel ersetzt werden. Daraus entsteht der besondere Höreindruck des Kiezdeutschen, der u.a. als „abgehackt“, „gepresst“ oder „gestoßen“ (Hinrichs 2013, S. 207) beschrieben wird und Konnotationen wie aggressiv, asozial und gewaltbereit verursachen kann.

Der direkte Einfluss der Hintergrundsprachen ist sehr deutlich im lexikalischen Bereich zu sehen. Auf semantischer und lexikalischer Ebene zeigt sich die sprachliche Innovation vor allem darin, dass Fremdwörter aus dem Türkischen oder Arabischen ins Kiezdeutsche übertragen werden. Beispiele hierfür sind *lan* (‚Typ‘ oder ‚Mann‘) und *móruk* (‚alter Mann‘) aus dem Türkischen, die in der Jugendsprache ähnlich wie ‚Alter!‘ gebraucht werden; aus dem Arabischen kommen *wallah* (‚und Allah‘), das ähnlich wie ‚echt!‘ als Bekräftigungswort bzw. Diskursmarker gebraucht wird, und *abu* (‚Vater‘), das vor allem in Flüchen vorkommt und als Ausdruck der Missbilligung bzw. der Empörung eingesetzt wird (vgl. Wiese 2012, S. 39).<sup>6</sup> Ebenso treten in Kiezdeutsch auch Entlehnungen aus anderen Sprachen auf, beispielsweise aus dem Russischen wie *dawaii* (‚los, los!‘), *kurwa* (‚Hure!‘), *blijad* (‚verdamm!‘). Zu den lexikalischen Neuerungen zählen darüber hinaus Fälle lexikalischer Reduktion, beispielsweise die Angleichung der Subkategorisierungsrahmen von Verben wie ‚sagen‘ (transitives Verb) und ‚gucken‘ (intransitives Verb) an die von ‚sprechen‘ (intransitives Verb) bzw. ‚sehen/ansehen‘ (transitives Verb):<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Einige solcher Veränderungen lassen sich direkt aus dem Einfluss der Hintergrundsprachen herleiten. Allerdings sind andere Merkmale, wie die Aussprache des [ç]-Lautes als *sch*, in der deutschen Sprache sowie in anderen deutschen Dialekten (wie im Berlinischen bei der Aussprache von ‚nicht‘ als *nüsch* – aber auch im Rheinischen, Schwäbischen oder Hessischen) Gang und Gebe, sodass man nicht ohne Weiteres von Interferenzen mit der Herkunftssprache ausgehen kann.

<sup>6</sup> Solche Wörter sind in Kiezdeutsch mittlerweile fest etabliert und finden sich häufig in der Anrede sowie am Satzanfang oder am Satzende. Bei einigen davon wurde ein Prozess der semantischen Gleichung vollzogen, wobei die ursprüngliche Bedeutung (z. B. der religiöse Verweis auf Gott in *wallah*) gar nicht mehr auf das Wort zutrifft und beinahe vollständig verloren geht. Ähnliche Prozesse betreffen auch das Standarddeutsch, z. B. das Wort *geil*, das mit seiner ursprünglich sexuellen Bedeutung nicht mehr in Verbindung gebracht wird.

<sup>7</sup> Beispielsätze von Wiese (2006, S. 258) übernommen.

- 1) Erst wenn der Trainer sagt, ey! [intransitiver Gebrauch von 'sagen']
- 2) Ich guck dich. [transitiver Gebrauch von 'gucken']

Außerdem tauchen in Kiezdeutsch neuartige Aufforderungswörter und Partikeln auf, wie beispielsweise *lassma* und *musstu* (vgl. Siegel 2018, S. 8; Wiese 2012, S. 64). Es handelt sich dabei um feste Ausdrücke, die im Satz nicht durch Beugung verändert werden können und die die Funktion haben, bestimmte Sprechereinstellungen zum Ausdruck zu bringen:<sup>8</sup>

- 3) Lassma Moritzplatz aussteigen!  
[*Vorschlag, gemeinsam am Moritzplatz aus dem Bus zu steigen*]
- 4) Musstu Doppelstunde fahren!  
[*Vorschlag an den Hörer, eine Doppelstunde zu fahren*]

Beide Partikeln signalisieren, dass der Satz, in dem sie auftreten, als Vorschlag oder Aufforderung zu verstehen ist: Die Aufforderung *lassma* (aus der standarddeutschen Wendung ‚Lass uns mal‘) leitet einen sogenannten *Wir*-Vorschlag, d.h. einen den Sprecher selbst einbeziehenden Vorschlag ein, demgegenüber richtet sich die Aufforderungspartikel *musstu* (entstanden aus ‚musst du‘<sup>9</sup>) an eine vom Sprecher unabhängige Person und kodiert einen sogenannten *Du/Ihr*-Vorschlag. Ein ähnlich gelagertes Beispiel stellt der beliebte Kiezdeutsch-Ausdruck *ischwör* dar. Hier verschmilzt das Pronomen ‚ich‘ mit dem Verb ‚schwör(e)‘, wodurch der Wahrheitsgehalt einer Aussage deutlich hervorgehoben wird.<sup>10</sup>

- 5) Ischwör, Alter, war so.

Bemerkenswert ist, wie auch Wiese hierzu (2012, S. 65) betont, dass bei solchen Partikeln keine völlige Neuerung an grammatischen Regeln in Kraft tritt. Auf ähnliche Weise hat sich z. B. die im Standarddeutschen häufig verwendete Partikel *bitte* entwickelt, welche aus der ursprünglich flektierten Verbform ‚ich bitte‘ hervorgeht. Heute bleibt die Form von *bitte* als Partikel unverändert, ebenso die Ausdrücke *lassma*, *musstu* und *ischwör*, welche

<sup>8</sup> Beispielsätze von Wiese (2011, S. 159) übernommen.

<sup>9</sup> In standarddeutschen Konstruktionen ist die Verbform ‚musst‘ eine Singularform, die sich an einen einzelnen Hörer richten kann; in Kiezdeutsch ist die Entwicklung von *musstu* zu einer festen Partikel schon so weit fortgeschritten, dass sie auch gegenüber mehreren Hörern gebraucht werden kann, also in Kontexten, in denen im Standarddeutschen ‚müsst ihr‘ zu verwenden wäre (Wiese 2011, S. 146).

<sup>10</sup> Beispielsatz von Wiese (2006, S. 260) übernommen.

ebenfalls nicht mehr an ursprüngliche Flexionsmerkmale gebunden sind.<sup>11</sup> Ein weiteres Beispiel betrifft die monomorphematische, existenzanzeigende Partikel *gibs* (Wiese 2012, S. 75), die sich aus der Form ‚gibt’s‘ ableitet.<sup>12</sup>

6) Weißte doch, die, die in verschiedenen Farben *gibs*?

Dabei geht das inhaltsleere Subjekt ‚es‘ in der Verbindung mit ‚gibt‘ auf und wird offenbar nicht mehr als klitisiertes Subjekt interpretiert, sondern als Teil einer Partikel, die in der Position des finiten Verbs steht. Dies geht möglicherweise einher mit einer Reinterpretation des ursprünglich akkusativischen Objekts (*die*) als (formgleicher) Nominativ und damit als neues Subjekt: Während in der ursprünglichen Verwendung von ‚geben‘ die höchste thematische Rolle mit dem Objekt assoziiert ist, führt diese Reinterpretation zu einer Regularisierung, die dem Subjekt die wichtigste thematische Rolle zuteilt (vgl. ausführlicher in Wiese *et al.* 2012, S. 102). Ein weiteres Merkmal der kiezsprachlichen Lexik betrifft die Partikel *so*, die sowohl in bereits bekannten Funktionen (vgl. Wiese 2011, S. 146-147 für einen Überblick) als auch in neuen Kontexten auftreten kann. Insbesondere findet sich eine nicht-schriftsprachliche Verwendung von *so* als Fokuspartikel, die die zentrale, besonders hervorzuhebende Information markiert. So wird in (7) durch *so* betont, dass der Schwerpunkt der Äußerung auf der vollzogenen Handlung (‚das Rausstrecken der Zunge‘) liegt,<sup>13</sup> was dem Sprecher besonderen Spaß gemacht hat.<sup>14</sup>

<sup>11</sup> Außerdem vergleicht Wiese (2012, S. 66) solche Aufforderungspartikeln mit Entsprechungen aus anderen deutschen Dialekten, z. B. mit dem Bairischen, die das Personalpronomen ähnlich klitisieren. Die Klitisierung von Pronomen ist historisch betrachtet keine Neuheit in der deutschen Sprachgeschichte, sondern ein altbekanntes Phänomen vergangener Epochen. Allerdings könnte hier auch der Einfluss des Türkischen – in dessen Verbflexion die grammatische Person durch das Anhängen von Suffixen eindeutig angezeigt wird (*soruyor-um* = frage-ich) – erklären, warum dieses Phänomen im Kiezdeutschen so bereitwillig verbreitet ist (vgl. Bülow, Kerschensteiner 2014, S. 276). Eine entsprechende Entwicklung von einem finiten Verb und einem Pronomen kommt auch im gesprochenen Deutschen vor und betrifft zudem die Verbalphrase ‚glaube ich‘, die durch die Reduktion der Flexionsendung und die Klitisierung des Pronomens zur Modalpartikel *glaubich* zusammengezogen wird; so kann diese Form nicht nur als eingeschobener Satz wie „Morgen läuft ein Krimi im Fernsehen, *glaube ich*“, sondern – wie verschiedene andere Modalpartikeln (*doch* / *vielleicht*) – auch nach dem finiten Verb stehen und sich dadurch auf die Einstellung des Sprechers bzw. auf den Wahrheitsgehalt der Aussage beziehen, indem sie diese abschwächt: „Morgen läuft *glaubich* / *doch* / *vielleicht* ein Film im Fernsehen“ (Pohle, Schumann 2014, S. 222).

<sup>12</sup> Beispielsatz von Wiese *et al.* (2012, S. 102).

<sup>13</sup> An dieser Stelle merkt Wiese (2010, S. 37; 2011, S. 160) an, dass mit der kiezdeutschen Verwendung von *so* als Fokusmarker eine Option realisiert wird, die keinen Einzelfall darstellt, sondern auch in anderen germanischen Sprachen, beispielsweise im Englischen, verbreitet ist. Beispielsweise fungiert im nordamerikanischen Englisch der Ausdruck *like* in Sätzen wie *She’s*



*Ampel?* (in der Bedeutung ‚Gehst du bei Rot über die Ampel?‘), bei denen sowohl die semantische Ausbleichung des Verbs als auch das Fehlen des Determinierers in der Nominalphrase auffallen (vgl. Wiese 2006, 2012, S. 267). Dies scheint auf den ersten Blick wie ein grober Fehler der deutschen Grammatik, erweist es sich doch als erneuter Ausbau vorhandener grammatischer Muster des Hochdeutschen. Man denke beispielsweise an die standardsprachlichen Ausdrücke *Angst machen* für ‚beängstigen‘, *Anwendung finden* alternativ zu ‚anwenden‘ oder *Abschied nehmen* als Ersatz für ‚sich verabschieden‘. Das hier zugrundeliegende Muster des ‚Funktionsverbgefüges‘ ist längst im täglichen Sprachwortschatz des Deutschen verankert, wird dennoch in Kiezdeutsch erheblich erweitert und zu einem komplexen und hochproduktiven grammatischen Phänomen weiterentwickelt, das auf zunehmend beliebig viele ‚*machen* + Nomen“-Kombinationsmöglichkeiten übertragen wird (vgl. Wiese 2012, S. 78).<sup>16</sup> Wie bei den klassischen Funktionsverbgefügen bestehen diese Konstruktionen aus (i) einem hochfrequenten, semantisch gebleichten Verb (z.B. *machen*, *sein*, *haben*), das kaum noch eine Bedeutung trägt und im Wesentlichen bloß dazu dient, die Aktionsart anzuzeigen, und (ii) aus einem Nomen, das zwar morphosyntaktisch stark reduziert, dafür aber die begriffliche Bedeutung liefert (vgl. Wiese 2006, S. 262). Wie auch im Standarddeutschen sind Nomen und Verb eng miteinander verbunden und begründen neue Valenzverhältnisse: In *Ich mach dich Messer* z.B. tritt ‚Messer‘ nicht als zweites Akkusativobjekt neben ‚dich‘ auf, sondern bildet mit ‚machen‘ den Kern der kiezdeutschen Konstruktion *Messer machen*, die ein einziges nominales Akkusativobjekt (*dich*) subkategorisiert.

Zu den syntaktischen Neuerungen zählen schließlich auch Wortstellungsvariationen in der linken Satzperipherie deklarativer Hauptsätze, die sich in Kiezdeutsch plastischer gestalten lässt als im Standarddeutschen. Die Position des Verbs ist wesentlich flexibler und wandelbarer: Neben der kanonischen V2-Stellung finden sich auch Sätze mit V1-Stellung<sup>17</sup> (12) und solche, in denen zwei Konstituenten – typischerweise

<sup>16</sup>Diese Bildungen sind wegen ihrer morphosyntaktischen Transparenz grundsätzlich leicht zugänglich; ähnliche analytische Konstruktionen waren daher auch aus Sprachkontaktsituationen wie dem ungesteuerten Zweitspracherwerb bekannt (s. hierzu Cosentino 2021). Außerdem scheint hier der Einfluss der Hintergrundsprachen von Kiezdeutschsprechern nicht gänzlich ausgeschlossen zu sein: Tatsächlich existiert ein türkisches Modell von Kombinationen mit den inchoativen oder kausativen Funktionsverben *etmek* und *yapmak* (‚tun/machen‘), die auf die Entstehung dieser Resultativkonstruktionen einen Einfluss gehabt haben kann (vgl. Hinrichs 2013, S. 218).

<sup>17</sup>Hinrichs (vgl. 2013, S. 219) sieht den möglichen Ursprung von Verbvoranstellungen nach dem Muster von (12) in Sprachen wie dem Arabischen, Bosnischen, Russischen und Polnischen, in denen die Wortfolge VSO das grundlegende Abfolgemuster der Satzkonstituenten darstellt.

ein Adverbial gefolgt vom Subjekt – dem finiten Verb vorangehen (13). Dazu zwei einfache Beispiele (aus Wiese, Mayr 2017, S. 160):

- 12) Guckst du n bisschen traurig.
- 13) Danach Aminas Freunde sind gekommen.

Wortstellungsvariationen sind aber durchaus nicht willkürlich gewählt und treten in der Regel nicht beliebig in Kraft. Die doppelte Besetzung des Vorfelds in Konstruktionen wie (13) scheint z. B. auf das Fehlen der funktionalen CP-Ebene hinzuweisen, die im Standarddeutschen für die Organisation des Vorfelds zuständig ist. Dies legt die Vermutung nahe, dass der kiezdeutsche Satzbau von einer einfachen IP-Ebene oberhalb der Verbphrase geregelt ist – ähnlich der im Englischen, die die Linksadjunktion adverbialer Phrasen möglich macht (Wiese 2006, S. 261). Außerdem lässt sich bei der Besetzung des Vorfelds durch Adverbialen und ohne darauffolgende Inversion mit absoluter Bestimmtheit behaupten, dass der Mitteilungsschwerpunkt auf dem Adverbial und nicht auf einem sonstigen Äußerungsteil liegt; demgegenüber wird in einem Satz mit Verbzweitstellung und adverbial besetztem Vorfeld wie ‚Danach sind Aminas Freunde gekommen‘ ohne zielgerichtete Akzentuierung kaum zum Ausdruck gebracht, welche Phrase des Satzes im Kontext von Relevanz ist. Das bedeutet letztendlich, dass Kiezdeutsch auf ein produktives neues Muster (Adv SVO) zurückgreift (vgl. Wiese *et al.* 2012, S. 20), das die im Deutschen angelegten Möglichkeiten ausbaut und für informations- und diskursstrukturelle Mittel weiter nutzbar macht. Darüber hinaus könnten im Vorfeld von Konstruktionen wie (13) nicht beliebige Satzglieder stehen, sondern nur das Satzadverbial und das Subjekt und nicht das Akkusativobjekt (vgl. Pohle, Schumann 2014, S. 222; Wiese 2012, S. 89). Demzufolge wäre ein Satz wie (14), in dem neben dem Satzadverbial auch das direkte Objekt im Vorfeld erscheint, sowohl im Deutschen als auch in Kiezdeutsch ungrammatisch:

- 14) \*Danach eine Hose will ich noch kaufen.

Wie bereits betont, hat sich Kiezdeutsch vor allem unter den neuen Bedingungen der Mehrsprachigkeit entwickelt. Dieser Status eröffnet dem Kiezdeutschsprecher eine Vielzahl neuer Möglichkeiten und liefert fruchtbaren Boden für massive sprachliche Innovationen auf phonetischer, lexikalischer sowie morphosyntaktischer Ebene. Einige der oben aufgelisteten Sprachzüge weisen auf Parallelen und Überschneidungen mit anderen Varianten des informellen Deutschen hin und gehen nach Wiese

(2012, S. 39) auf wechselnde Existenzformen der deutschen Sprache zurück, die zeitlich und räumlich oft weit von Kiezdeutsch entfernt liegen – sie seien also wie dialektale und historische Sprachzustände im System des Deutschen fest verankert und nicht bloß auf Einflüsse aus dem Türkischen oder Arabischen zurückzuführen (vgl. Wiese 2012, S. 39). Diese Sichtweise wird von anderen Forschern wie Hinrichs (2013) harsch kritisiert, wobei der Multiethnolekt als Sprachkontaktphänomen angesehen wird, dessen eigentlicher Motor im Einfluss der Migrantensprachen sowie in der Mehrsprachigkeit liege: „Das ist Pidgin par excellence“, beklagt er (Hinrichs 2013, S. 222) und sieht in den vielen, oben skizzierten grammatischen Neuerungen reine Reduktionen und Vereinfachungen unter dem Dach des grammatischen Abbaus. Zu den weiteren wichtigen Spezifika des Kiezdeutschen zählt ein umfangreicher sprachlicher Hintergrund der Sprachverwendenden. Viele Kiezdeutschsprecher sprechen neben Kiezdeutsch noch eine oder mehrere weitere Sprachen beispielsweise mit den Eltern oder Großeltern. Kiezdeutsch tritt insbesondere in *peer-group*-Situationen als eine Art eigenständiger, kreativer und hybridolektaler *we-Code* (vgl. Hinnenkamp 2005) auf, den die Jugendlichen verwenden, wenn sie unter sich sind, also in informellen Situationen (vgl. Wiese 2012, S. 116). Wie jede/r andere/r Jugendsprache/Dialekt, wird also auch Kiezdeutsch dazu eingesetzt, eine Zugehörigkeit anzuzeigen, in diesem Fall zu Gleichaltrigen, und gleichzeitig eine Abgrenzung von allen anderen Gruppen (wie z. B. die der erwachsenen Gesellschaft) vorzunehmen. Auf diesen Punkt soll im Folgenden näher eingegangen werden.

### **3.2. Die soziale Funktion von Kiezdeutsch**

In Bezug auf Fragestellungen zu sozialen Funktionen von Sprache in mehrsprachigen Kontexten, bieten sich interdisziplinäre Herangehensweisen an, die nicht nur die sprachwissenschaftlichen, sondern auch die sozialpsychologischen Prozesse, die dem sprachlichen Handeln zugrunde liegen, untersuchen (vgl. Kallmeyer, Keim 2003). Wie mehrfach betont, stellt Sprache eine wesentliche Domäne zur Zuschreibung sozialer Klassifikationen und Gruppenzugehörigkeiten dar. Vor allem im Kontext von Migration ist das Verhältnis von Mehrsprachigkeit und Identität besonders interessant, denn es kann zum einen positiv als identitätsstiftend, zum anderen aber auch negativ als identitätsbedrohend empfunden werden. Hierzu liefert die öffentliche Diskussion zu Kiezdeutsch besonders interessante Daten zur diskursiven Aushandlung von Gruppenidentitäten und den hiermit verbundenen An- und Aberkennungsprozessen sprachlicher Eigentümerschaft und Legitimation.

Die Frage, warum und wozu Kiezdeutsch eingesetzt wird, lässt sich nur adäquat beantworten, wenn zunächst geklärt wird, was man eigentlich unter

diesem Multiethnolekt versteht: Handelt es sich um eine diatopische, eine diastratische oder um eine diaphasische Varietät? Wiese (2012, S. 131) ordnet Kiezdeutsch als multiethnischer „Turbo-Dialekt“ ein, der sowohl regional als auch sozial definiert ist. Mit Sicherheit ist Kiezdeutsch also eine diatopische Varietät, weil es vor allem in multiethnisch bevölkerten Vierteln der deutschen Großstädte (Berlin, Hamburg, München) eingesetzt wird. Eine diastratische Varietät ist Kiezdeutsch aber auch, denn es wird vorzugsweise von bestimmten sozialen Gruppen (Migranten, Jugendlichen) gesprochen. Zu Recht kann Kiezdeutsch schließlich auch als diaphasische Sprachvarietät eingestuft werden, da die meisten Kiezdeutschsprecher diese Varietät nur unter Freunden (im Kiez) verwenden, während sie in anderen kommunikativen Situationen problemlos auf Standarddeutsch zurückgreifen können. Hierzu wurden in einer Studie an Berlin-Kreuzberger Schulen (vgl. Pohle, Schumann 2014; Wiese, Mayr 2017, S. 150; Wiese, Pohle 2016, S. 192) die Probanden damit beauftragt, ‚situative Minimalpaare‘ zu beschreiben, d. h. ein und dieselbe Situation in unterschiedlichen Registern (Telefongespräch mit Freunden; SMS an Freunde; Gespräch mit einem Polizeibeamten; schriftlicher Zeugenbericht) zu schildern. Aus der Analyse der gewonnenen Daten ergab sich, dass die Wahl des Multiethnolekts nicht willkürlich erfolgte, sondern dass kiezdeutsche Konstruktionen streng situationspezifisch – d. h. überwiegend in der informellen Kommunikation und insbesondere, wenn der Sprecher in das Gesprochene besonders involviert war – verwendet wurden. Demgegenüber wurde von denselben Sprechern in einer formelleren Situation durchgehend auf standardsprachliche Äquivalenten zurückgegriffen:<sup>18</sup>

15) *Telefongespräch mit Freunden:*

Isch bin grad Hermannplatz.

16) *Gespräch mit Polizeibeamten:*

Ich stand an der Kreuzung am Hermannplatz.

17) *SMS an Freunde:*

Hermannplatz ist ein auto gegen eine frau gefahren.

18) *Schriftlicher Zeugenbericht:*

Eine Frau wurde am Hermannplatz (...) angefahren.

Dieses Ergebnis zeigt, dass die meisten Kiezdeutsch sprechenden Jugendlichen die Standardsprache in ihrem kompletten Repertoire

<sup>18</sup>Beispielsätze (15)-(16) stammen aus Wiese, Mayr (2017, S. 150); (17)-(18) aus Pohle, Schumann (2014, S. 216-217).

beherrschen, was im eindeutigen Widerspruch zu der gängigen in der Öffentlichkeit verbreiteten Annahme steht, Kiezdeutsch sei die einzige zur Verfügung stehende Sprache multiethnischer Jugendgruppen. Stattdessen stellt Kiezdeutsch einen soziofunktional eingeschränkten Teil ihres Sprachrepertoires dar, den Jugendliche neben standardnäheren Varianten situationsabhängig verwenden.

Gleichwohl werden Kiezdeutschsprecher im öffentlichen Diskurs immer wieder als die ‚Anderen‘ etikettiert. Deren spezifische soziale Konstruktion und unterschiedliche Prozesse der Aushandlung und Zuschreibung von Gruppenidentitäten lassen sich durch verschiedene *wir/sie*-Dichotomien aufdecken (vgl. Wiese 2017, S. 351; Androutsopoulos 2019, S. 373). Die wichtigste ist die auf Sprechergruppe bezogene Grenze zwischen ‚*wir*-Deutschen‘ und ‚*sie*-Ausländer‘ – eine Grenze, die mit der Unterscheidung zwischen Deutsch (*wir*) und Multiethnolekt (*sie*) verwoben ist. Kiezdeutschsprecher werden zum einen in einer niedrigeren sozialen Schicht verortet und von einer in der Selbstwahrnehmung höher stehenden *wir*-Gruppe unterschieden (Abwertung); zum anderen werden sie als nicht-deutsch konnotiert und von der *wir*-Gruppe, die ihren Sprachgebrauch eindeutig ablehnt und die alleinige Eigentümerschaft für deutsche Dialekte für sich beansprucht, auf der Basis ethnischer Zuschreibung ausgeschlossen (Ausgrenzung). So werden Kiezdeutsch-Sprecher als Mitglieder einer homogenen *out-Group* definiert und von der *in-Group* deutscher Sprecher abgegrenzt. Grafisch lassen sich beide Dichotomien folgendermaßen darstellen:

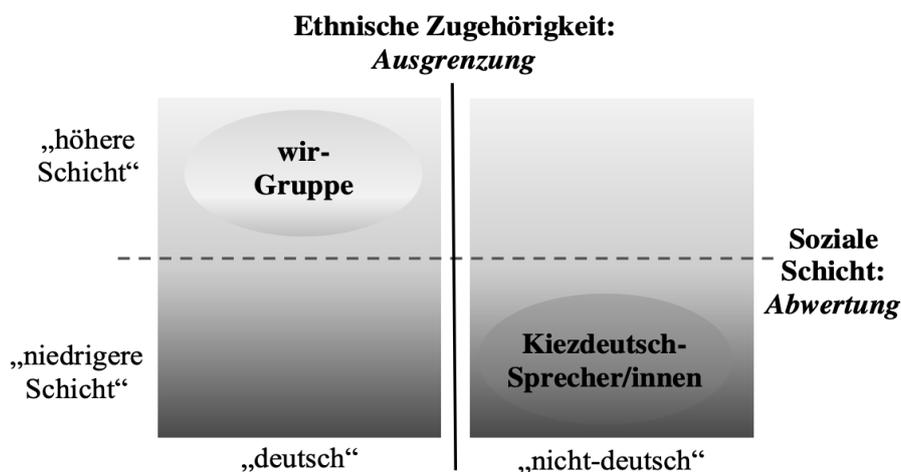


Abb. 2

Dichotomien in der Konstruktion von Kiezdeutschsprechern als die ‚Anderen‘ (nach Wiese 2017, S. 351).

Wie die Abbildung verdeutlicht, basiert die Konstruktion von Kiezdeutschsprechern als die ‚Anderen‘ auf der Zuschreibung von abwertenden Charakteristika (‚niedrigere Schicht‘, ‚nicht-deutsch‘), die bestimmte Wahrnehmungen und Einstellungen gegenüber der betreffenden Sprechergruppe reflektieren. In der Öffentlichkeit dominiert außerdem eine klischeebehaftete Wahrnehmung, die Kiezdeutsch mit einem fingierten typischen Sprecher in Verbindung bringt, der das soziale Stereotyp des ungebildeten, angeberischen und machohaften Gettojugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte aus dem türkischen oder arabischen Sprachraum verkörpert und häufig „mit einer semiotischen Homologie aus Jogginganzügen, Goldketten, Pitbulls, Kleinkriminalität und Schlägereigeschichten“ (Androutopoulos 2019, S. 357) ausgestattet ist. Diejenigen, die Kiezdeutsch sprechen, seien demnach dumm, aggressiv, sozial schwach und bildungsfern (vgl. Wiese 2012, S. 232). Das durch die neuen soziolinguistischen Befunde (vgl. u.a. Auer 2013; Wiese 2017, S. 334) nahegelegte Bild ist allerdings viel differenzierter. Zusammengenommen lässt sich für Kiezdeutsch zwar eine Sprechergemeinschaft charakterisieren, die einen Entwicklungsschwerpunkt in der Altersgruppe der Jugendlichen hat, aber nicht strikt an diese gebunden sein muss. In der Wahrnehmung von Kiezdeutsch stehen zwar primär junge Männer im Fokus, die zentrale Rolle männlicher Sprecher für diesen Sprachgebrauch ist jedoch fraglich und lässt sich möglicherweise darauf zurückführen, dass Männer eine stärkere Präsenz im öffentlichen Bereich, auf Straßen oder in Jugendeinrichtungen haben. Kiezdeutsch ist demnach keineswegs als „Genderlect“ (Dirim, Auer 2004, S. 215) abgrenzbar, es wird gleichsam auch von weiblichen Sprecherinnen benutzt (vgl. Keim 2007). Zudem ist der Gebrauch von Kiezdeutsch kein hinreichender Hinweis auf eine niedrige soziale Schicht oder Bildungsferne, denn diese Sprechweise wird übergreifend in den betreffenden Wohngebieten verwendet, unabhängig von der sozialen Schicht der einzelnen Sprechenden. Auch das Heimatland der Eltern oder Großeltern der Sprecher scheint nicht mehr unbedingt ausschlaggebend dafür zu sein, dass ein jugendlicher Kiezdeutsch spricht. In den meisten Fällen leben in multiethnischen Wohngebieten auch einsprachige deutsche Jugendliche ohne Migrationshintergrund; Kiezdeutsch wird also – genau wie die anderen Dialekte – von einsprachig Deutschsprechenden verwendet (vgl. Wiese 2012, S. 190).

Vor allem unter den jugendlichen deutschstämmigen Sprechern scheint Kiezdeutsch ein hohes „verdecktes Prestige“ (Wiese 2012, S. 139) zu haben, zumal kein anderer Sprachgebrauch dasselbe sociosymbolische Abgrenzungs- und Eingrenzungspotential haben könnte, das Kiezdeutsch bietet. Bereits 1999 schrieb der Schauspieler Moritz Bleibtreu einen Beitrag

mit dem Titel *Warum es auf einmal cool ist, wie ein Ausländer Deutsch zu sprechen* in dem sich liest:

Und jetzt ist eben Türken-Slang angesagt. Auch eine absolute Bereicherung. Man spricht bewusst gebrochenes Deutsch, ignoriert die Grammatik und verwendet Wörter wie ‘kraß’ oder ‘korrekt’ mit hartem r. [...] Und aus diesem gemeinsamen Lebensgefühl entsteht jetzt wunderbarerweise eine gemeinsame Sprache. Während die Politiker noch endlos diskutieren, ob Deutschland nun Einwanderungsland ist oder nicht, haben die Jungs und Mädels Multikulti längst umgesetzt. (Bleibtreu 1999, S. 24, zit. nach Androutsopoulos 2019, S. 357)

Der Gebrauch von Kiezdeutsch reflektiert also eine bewusste Wahl und eine Selbstpositionierung, mit der eine eigene soziokulturelle Identität und Gruppenzugehörigkeit definiert bzw. zum Ausdruck gebracht wird. Die unter polykulturellen und vielsprachigen Bedingungen aufwachsenden Jugendlichen müssen für die Anforderungen, die sich aus diesen oft widersprüchlichen Konstellationen ergeben, auch ihre eigenen kommunikativen Lösungen finden. Wie in jeder Jugendsprache möchten sie sich dabei Solidarität untereinander vermitteln und die zahlreichen grammatischen und lexikalischen Innovationen des Kiezdeutschen mit seiner ausgeprägten Phonetik und Prosodie, seinen Entlehnungen aus anderen Sprachen und seinen kühnen teils fehlerhaften morphosyntaktischen Konstruktionen schaffen einen besonderen *we*-Code, den Jugendliche nur mit Angehörigen derselben Gruppe verwenden – so z. B. der Kommentar eines jugendlichen Sprechers zu seinem Kiezdeutsch-Gebrauch (Wiese 2011, S. 158): „Sag ich manchmal, aber nicht so oft, [...] halt nicht zu jedem, nicht zu Erwachsenen, aber zu meinen Freunden schon“. Es gibt im Prinzip also keine monolingualen Kiezdeutschsprecher, sondern nur code-switching-fähige, multilinguale Sprecher, die über mehrere sowohl dialektale als auch standardsprachliche Register verfügen. Die jugendlichen Kiezdeutschsprecher benutzen ihr sprachliches Repertoire als ein hervorragendes Instrument, um sich selbst von den Erwachsenen abzugrenzen und ihre Selbständigkeit anderen Gruppen gegenüber zu behaupten (vgl. Kresić 2006, S. 126; Murelli 2019; Pohle, Schumann 2014, S. 219). Kiezdeutsch versteht sich demnach als Ausdrucksweise einer spezifischen sozialen Identität, die sprachliche Elemente neu komponiert und dekomponiert, und hybride Formen des Dazwischen kodiert. Mit Mitteln der Sprachenwahl, Sprachenvermischung und Sprachaneignung macht sich diese neue Identität fest in Abgrenzung, z. B. gegenüber der Sprachverwendung von Seiten der Mehrheitsgesellschaft oder der Elterngeneration.

Wie alle anderen Multiethnolekte wird auch Kiezdeutsch in den sogenannten ‘Migrantenvierteln’ gesprochen, die noch immer zu den sozial schwächsten Vierteln in Großstädten gehören. Automatisch werden alle negativen Assoziationen zu diesen Migrantenvierteln auch auf das

Kiezdeutsch projiziert, weswegen gegenüber der multiethnischen Jugendsprache und ihren Sprechern starke Vorbehalte und Vorurteile herrschen,<sup>19</sup> die im öffentlichen Diskurs Anlass für lautstarke Sprachkritik bieten. Die neuen sprachlichen Praktiken von Kiezdeutschsprechern werden überwiegend negativ bewertet und oft als Ergebnis schlechter Sprachförderung angesehen, mal sogar als schlicht falsch herabgewürdigt und mit ‚Sprachförderbedarf‘ sowie mit dem ‚Schreckgespenst der Doppelten Halbsprachigkeit‘ (vgl. Löffler 2010, S. 160; Wiese 2012, S. 184) assoziiert. Dabei wird aber nicht die ethnolektale Sprache an und für sich bewertet, sondern die spezifische Art und Weise ihrer Repräsentation ist eine Ressource der sozialen und politischen Positionierung. Genau diese Abwertung von Kiezdeutsch als kulturell niedriger stehend löst die Sorge vor einer negativen Wirkung des Multiethnolekts auf die deutsche Sprache und Kultur aus, was mit Sicherheit auf das enge Verhältnis zwischen multiethnolektaler Sprechweise und (dem Problem der) Migration in Deutschland hindeutet (vgl. Wiese 2017, S. 12; auch Murelli 2019). Und natürlich schaffen diese Stereotype und Vorurteile einen Halo-Effekt, der sich dann wiederum in den Assoziationen zum Sprachgebrauch widerspiegelt, dessen negatives Image als „dämmliche“ und „verstümmelte“ Sprachvarietät (Canoglu 2012, S. 26) immer mehr auf seinen Sprecherinnen und Sprechern lastet.

#### **4. Abschließende Gedanken: „Sprachverfall oder sprachlicher Spezialfall?“**

Typisch für den Multiethnolektdiskurs sind gegensätzliche Polarisierungen, die im Titel Canoglus Aufsatz (2012) *Kanak Sprak versus Kiezdeutsch – Sprachverfall oder sprachlicher Spezialfall?* sehr aufschlussreich zusammengefasst werden. Auf der einen Seite nehmen manche Wissenschaftler Wieses (2012) These von Kiezdeutsch als ein Dialekt urbaner Jugendkultur, der die Möglichkeiten der deutschen Grammatik nutzt und ausbaut, bereitwillig an; der anderen Seite, die dem Kiezdeutschen misstrauisch gegenübersteht, entspricht eine Reihe von Sprachschützern, die im Kiezdeutschen eine Gefahr für die Standardsprache und demzufolge für die deutsche Kultur im weitesten Sinne erkennen (vgl. Bülow, Kerschensteiner 2014; Glück 2012): Zum einen fehle solchen Multiethnolekten die historische Tiefe, die andere Dialekte charakterisiert;

<sup>19</sup>Aus den vielen negativen Kommentaren in E-Mails oder Leserbriefen ist das sogenannte KidKo/E-Korpus entstanden, das Daten zu Einstellungen, Wahrnehmungen und Sprachideologie aus der öffentlichen Diskussion zu Kiezdeutsch erfasst (<https://www.kiezdeutschkorpus.de/kidko-e-corpus-on-attitudes.html>, 15.12.2022).

zum anderen besitzen traditionelle Dialekte sogar eine höhere grammatische Komplexität als Standardvarietäten – und das ist bei Kiezdeutsch nicht der Fall (vgl. auch Androutsopoulos 2019, S. 374 für einen zusammenfassenden Überblick).

Kiezdeutsch ist eine multiethnische Jugendsprache – und Jugendsprachen waren generell nie beliebt, sondern immer häufiger als „Ghettosprachen“ abgewertet (Neuland 2008, S.1). Pohle und Schumann (2014, S. 215) lassen die negative Wahrnehmung von Kiezdeutsch auf drei ‚Mythen‘ zurückführen – drei Schlüsselvorstellungen, die eng miteinander verbunden sind und gleichermaßen sowohl in der Wissenschaft als auch in den Medien sowie in privaten Einstellungen auftreten:

1. Kiezdeutsch sei ein ‚gebrochenes Deutsch‘, d. h. eine defizitäre Version des Deutschen, die die Integrität der deutschen Sprache bedrohe;
2. Kiezdeutsch sei die Sprache der ‚Schulversager‘ und der ‚Integrationsverweigerung‘, d. h. ein aggressives sprachliches Unvermögen integrationsunwilliger Jugendlicher, das auf Spracharmut hinweise und einen maßgeblichen Beitrag zum Niedergang der deutschen Sprache leiste;
3. Kiezdeutsch sei die einzige zur Verfügung stehende Ausdrucksmöglichkeit von Jugendlichen im Kiez.

Wie aber in den obigen Seiten präsentiert, hat Kiezdeutsch weniger mit fehlenden sprachlichen Kompetenzen zu tun. Zwar ist der Multiethnolekt durch verschiedene grammatische Vereinfachungen gekennzeichnet, bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber ergänzend dazu die Entstehung neuer sprachlicher Formen und eigener Konstruktionsmuster (vgl. Wiese 2011, S. 158). Kiezdeutsch ist also nicht einfach ein Sammelsurium individueller Fehler von ausländischen Sprechern, die des Deutschen nicht mächtig sind; es handelt sich vielmehr um eine Varietät, die in sich stimmig ist, da ihre Eigenschaften nicht willkürlicher Natur sind, sondern einer grammatischen und sprachlichen Logik folgen.<sup>20</sup> Darüber hinaus findet sich oft auch eine deutliche gesellschaftspolitische Komponente, die neben der Sorge um *das* Deutsche in dem Vorwurf gipfelt, wer als Jugendlicher nicht-deutscher Herkunft Kiezdeutsch spreche, zeige damit zumindest einen mangelnden

<sup>20</sup> Aus diesem Grund hat sich die Forschung am Kiezdeutsch nicht zuletzt auch für eine Thematisierung im schulischen Deutschunterricht als gewinnbringend erwiesen, denn dadurch lässt sich die metasprachliche Kompetenz von Schulkindern eindeutig fördern. Erwähnt sei an dieser Stelle das Projekt ‚Kiezdeutsch-Sprachforschung‘, das als Baustein des größeren Programms ‚Deutsch ist vielseitig‘ eingebettet ist ([www.deutsch-ist-vielseitig.de](http://www.deutsch-ist-vielseitig.de), 15.07.2022) und multimediale Materialien für Kindergarten und Schule zur Verfügung stellt. Auch der DaF-Unterricht bedient sich häufig Materialien und Sprachmittel aus der Ethno-Comedy, um dadurch die Grenze zwischen Stilisierung und tatsächlichem Sprachgebrauch zu verwischen (vgl. Foschi Albert 2018; Gerdes 2006).

Integrationswillen, wenn nicht gar seine Ablehnung der Mehrheitsgesellschaft und deren Sprache. Ganz im Gegenteil: Kiezdeutsch ist das greifbare Symbol für eine besonders gelungene sprachliche Integration – ein Beitrag aus multiethnischen Wohngebieten, an dem Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund gleichermaßen beteiligt sind. Außerdem ist dieser Multiethnolekt nicht mehr nur der mehrsprachigen Jugendwelt vorbehalten, es beeinflusst auch die einsprachige Erwachsenenwelt. Das ist insofern paradox, als das Migrantische in Kiezdeutsch, das von der mehrsprachigen Jugendwelt als Mittel der Abgrenzung und der Gruppenzugehörigkeit benutzt wird, allmählich auch in die Mehrheitsgemeinschaft eindringt – und trotz aller Bemühungen der einsprachig Deutschsprechenden, sich von diesem sprachlichen Habitus fernzuhalten, der seinen Ursprung in der ‚Ghettoisierung‘ und ‚Selbstghettoisierung‘ von Ethnien hat (vgl. Murelli 2019). Dadurch wird der sehr debattierte, fast stereotypisierte Status des Kiezdeutschen als ‚schlechtes Deutsch‘ eigentlich dekonstruiert. Standarddeutsch und Kiezdeutsch stehen einander nicht mehr als ‚richtiges‘ versus ‚falsches oder defektes Deutsch‘ gegenüber, sie ergänzen sich gegenseitig: Man spricht Kiezdeutsch nicht zwangsläufig deshalb, weil die Vorfahren einst aus einem fremden Land nach Deutschland emigriert waren, sondern man spricht es unter Freunden, weil es sich in der betreffenden Situation so gehört (s. auch Kallmeyer, Keim 2003; Kern, Selting 2006). Es geht dabei um eine selektive, situationsspezifische Wahl bzw. einen situationsbedingten Wechsel von der multiethnolektal geprägten Form in den Standard und umgekehrt. Einige Forscher (Hinrichs 2013; Marossek 2016) gehen außerdem davon aus, dass sich hinter den Entlehnungsprozessen, die die simplere und undifferenzierte Grammatik des Kiezdeutschen charakterisieren, doch eine generalisierende Tendenz zur sprachlichen Vereinfachung verbirgt, die sich künftig auch auf die deutsche Sprache auswirken könnte und die schon jetzt einen nicht unwesentlichen Einfluss auf die Umgangssprache hat (vgl. Marossek 2016). Murelli (2019, S. 248) bezeichnet diesen fluiden Veränderungsprozess als „osmosi linguistica“ (‚Sprachosmose‘).

Über den Zusammenhang von deutscher Sprache und Identität wird heute besonders häufig dann diskutiert, wenn ein Verfall der Sprache befürchtet wird. Der Topos des Sprachverfalls ist allgegenwärtig, und zwar in allen Kulturnationen und über alle Zeiten hinweg. Vom Verfall bedroht ist offenbar immer die jeweils zeitgenössische Version der jeweiligen Sprache. Was wir aber als Sprachverfall wahrnehmen, ist nichts anderes als der allgegenwärtige Sprachwandel (vgl. hierzu Foschi Albert 2018). So würde beispielsweise heute niemand darüber klagen, dass unsere modernen Sprachen zu deren jeweiligen Elternsprachen verkommen sind. Denn „die systematischen Fehler von heute sind [...] die neuen Regeln von morgen“

(Keller 2004, S. 5); und wenn der Fehler schließlich eine neue illokutive – identitätsstiftende – Kraft bekommt und zum neuen allgemeinen Usus wird, hat er endlich aufgehört, ein Fehler zu sein.

**Biographische Notiz:** Gianluca Cosentino ist Professor für Germanistische Linguistik und Übersetzung an der Universität Cagliari. Zu seinen Forschungsinteressen gehören: Prosodie, Syntax und Informationsstruktur; Kontrastive Grammatik (Deutsch-Italienisch); Stilistik und Textlinguistik; Fremdspracherwerbsforschung und DaF-/DaZ-Didaktik.

**Korrespondenzadresse:** [gianluca.cosentino@unica.it](mailto:gianluca.cosentino@unica.it)

## Literatur

- Androutsopoulos J. 2019, *Ethnolekt im Diskurs: Geschichte und Verfahren der Registrierung ethnisch geprägter Sprechweise in Deutschland*, in Antos G., Niehr T. und Spitzmüller J. (Hg.), *Sprache im Urteil der Öffentlichkeit*, De Gruyter, Berlin, S. 353-382.
- Appel R. 1999, *Straattaal. De mengtaal van jongeren in Amsterdam*, in "Toegepaste Taalwetenschap in Artikelen" 62, S. 39-55.
- Auer P. 2003, "Türkenslang": *Ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen*, in Buhofer A.H. (Hg.), *Spracherwerb und Lebensalter*, Francke, Tübingen, pp. 255-264.
- Auer P. 2013, *Ethnische Marker zwischen Varietät und Stil*, in Deppermann A. (Hg.), *Das Deutsch der Migranten*, De Gruyter, Berlin, S. 9-40.
- Bülow L. und Kerschensteiner K. 2014, *Kiezdeutsch – Dialekt des Deutschen oder Begegnung mit dem Fremden?*, in Knápek, P. und Beníšková B. (Hg.), *Interkulturalität in Sprache, Literatur und Bildung*, Univerzita Pardubice, Pardubice, S. 269-287.
- Canoglu H.D. 2012, *Kanak Sprak versus Kiezdeutsch – Sprachverfall oder sprachlicher Spezialfall? Eine ethnolinguistische Untersuchung*, Frank & Timme, Berlin.
- Clyne M. 2000, *Lingua Franca and Ethnolects in Europe and Beyond*, in "Sociolinguistica" 14 [1], S. 83-89.
- Cosentino G. 2021, *Die Sprache des Verstummens im Werk von Franco Biondi: stilistische Mittel und poetische Darstellungsformen*, in "Studi Germanici" 19, S. 131-148.
- Dirim I. und Auer P. 2004, *Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehung zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland*, De Gruyter, Berlin.
- Dittmar N. 2012, *Grundlagen der Soziolinguistik – Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben*, De Gruyter, Berlin.
- Eckert P. 2012, *Three Waves of Variation Study: The Emergence of Meaning in the Study of Sociolinguistic Variation*, in "Annual Review of Anthropology" 41 [1], S. 87-100.
- Feridun Z. 1995, *Kanak Sprak. 24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft*, Rotbuch, Hamburg.
- Foschi Albert M. 2018. *Eine linguistische Annäherung an das Thema Sprachverfall. Mit Berücksichtigung der Frage, ob Sprachwandel Gegenstand des DaF-Unterrichts sein soll*, in "Glottodidactica. An International Journal of Applied Linguistics" 45 [2], S. 105-118.
- Gerdes J. 2006, *Jugendsprache im DaF-Unterricht: Reflexion zu Struktur, Authentizität und didaktischer Eignung des jugendsprachlichen Modephänomens Türkendeutsch / Kanakisch*, in "Zielsprache Deutsch" 33 [3], S. 19-43.
- Glück H. 2012, *Sachtemang mit dit Kiezdeutsche*, in "Frankfurter Allgemeine Zeitung" 81, S. 3.
- Hall S. 1994, *Rassismus und kulturelle Identität*, Argument, Hamburg.
- Hinnenkamp V. 2005, "Zwei zu bir m iydi?" – *Mischsprachliche Varietäten von Migranten jugendlichen im Hybriditätsdiskurs*, in Hinnenkamp V. und Meng K. (Hg.), *Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturellen Selbstverständnis*, Günter Narr, Tübingen, S. 51-103.

- Hinrichs U. 2013, *Multi Kulti Deutsch. Wie Migration die Sprache verändert*, C.H. Beck, München.
- Kallmeyer W. and Keim I. 2003, *Linguistic variation and the construction of social identity in a German- Turkish setting*, in Androutsopoulos J. (ed.), *Discourse Constructions of Youth Identities*, Benjamins, Philadelphia/Amsterdam, S. 29-46.
- Keim I. 2007, *Die "türkischen Powergirls". Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim*, Narr, Tübingen.
- Keller R. 2004, *Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht?*. <https://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/uploads/media/Sprachverfall.pdf> (15.12.2022).
- Kern F. und Selting M. 2006, *Einheitenkonstruktion im Türkendeutschen: Grammatische und prosodische Aspekte*, in "Zeitschrift für Sprachwissenschaft" 25, S. 239-272.
- Kerswill P. 2006, *Migration and language*, in Ammon U., Dittmar N., Mattheier K.J. und Trudgill P. (eds.), *Sociolinguistics/ Soziolinguistik*, De Gruyter, Berlin/ New York, S. 2271-2285.
- Kotsinas U.B. 1992, *Immigrant adolescents' Swedish in multicultural areas*, in Palmgren C., Lövgren K. and Bolin G. (eds.), *Ethnicity in Youth Culture*, University of Stockholm, Stockholm, S. 43-62.
- Kresić M. 2006, *Sprache, Sprechen und Identität. Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst*, Iudicium, München.
- Le Page R.B. and Tabouret-Keller A. 1985, *Acts of identity: Creole-based approaches to language and ethnicity*, Cambridge University Press, Cambridge.
- Löffler H. 2010, *Germanistische Soziolinguistik*, Erich Schmidt Verlag, Berlin.
- Marossek D. 2016, *Kommst du Bahnhof oder hast du Auto? Warum wir reden, wie wir neuerdings reden*, Hanser, Berlin.
- Murelli A. 2019, *Kiezdeutsch, Kurzdeutsch, Migrantendeutsch: una nuova varietà linguistica?*, in "Altre Modernità / Otras Modernidades / Autres Modernités / Other Modernities" 9, S. 236-249.
- Neuland E. 2008, *Jugendsprache. Eine Einführung*, Francke, Tübingen.
- Nortier J. 2001, *"Fawaka, what's up?" Language use among adolescents in Dutch mono-ethnic and ethnically mixed groups*, in Hvenekilde A. and Nortier J. (eds.), *Meetings at the Crossroads. Studies of Multilingualism and Multiculturalism in Oslo and Utrecht*, Novus, Oslo, S. 61-73.
- Oppenrieder W. und Thurmair M. 2003, *Sprachidentität im Kontext von Mehrsprachigkeit*, in Janich N. und Thim-Mabrey C. (Hg.), *Sprachidentität - Identität durch Sprache*, Narr, Tübingen, S. 39-60.
- Pohle M. und Schumann K. 2014, *Keine Angst vor Kiezdeutsch! Zum neuen Dialekt der Multikulti-Generation*, in "Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe – ZJJ" 3, S. 216-224.
- Quist P. 2000, *Ny københavnsk 'multietnolekt'. Om sprogbrug blandt unge i sprogligt og kulturelt heterogene miljøer*, in "Danske Talesprog" 1, S. 143-211.
- Rampton B. 1995, *Crossing. Language and Ethnicity among Adolescents*, Longman, London.
- Selting M. 2011, *Prosodie und Einheitenkonstruktion in einem ethnischen Stil Verwendung und Funktion von "Türkendeutsch" in Gesprächen*, in Stehl T. (Hg.), *Sprachen in mobilisierten Kulturen. Aspekte der Migrationslinguistik*, Universitätsverlag, Potsdam, S. 173-205.
- Siegel V. 2018, *Multiethnolektale Syntax. Artikel, Präpositionen und Pronomen in der Jugendsprache*, Winter, Heidelberg.
- Stickel G. (Hg.) 2019, *Varietäten des Deutschen: Regional- und Umgangssprachen*, De

Gruyter, Berlin/Boston.

- Wiese H. 2006, *“Ich mach dich Messer”*: Grammatische Produktivität in Kiez-Sprache (*“Kanak Sprach”*), in *“Linguistische Berichte”* 207, S. 245-273.
- Wiese H. 2010, *Kiezdeutsch – ein neuer Dialekt des Deutschen*, in *“APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte”* 8, S. 33-38.
- Wiese H. 2011, *Ein neuer urbaner Dialekt im multiethnischen Raum: Kiezdeutsch*, in Messling M., Läßle D. und Trabant J. (Hrsg.), *Stadt und Urbanität. Transdisziplinäre Perspektiven*, Kulturverlag Kadmos, Berlin, S. 146-160.
- Wiese H. 2012, *Kiezdeutsch - Ein neuer Dialekt entsteht*, C.H. Beck, München.
- Wiese H. 2017, *Die Konstruktion sozialer Gruppen: Fallbeispiel Kiezdeutsch*, in Neuland E. und Schlobinski P. (Hrsg.), *Handbuch Sprache in sozialen Gruppen*, De Gruyter, Berlin/Boston, S. 331-351.
- Wiese H., Freywald U., Schalowski S. und Mayr K. 2012, *Das KiezDeutsch-Korpus Spontansprachliche Daten Jugendlicher aus urbanen Wohngebieten*, in *“Deutsche Sprache”* 2, S. 97-122.
- Wiese H. und Mayr K. 2017, *“Lassma Kiezdeutsch forschen, lan!” – explorative Schülerprojekte zum Entdecken von Sprache abseits des Standards*, in Berner E. (Hg.), *Sprache–Literatur–Region im Deutschunterricht: Fachliche Grundlagen und Unterrichtsanregungen*, Universitätsverlag Potsdam, Potsdam, S. 148-162.
- Wiese H. und Pohle M. 2016, *“Ich geh Kino” oder “... ins Kino”?* *Gebrauchsrestriktionen nichtkanonischer Lokalangaben*, in *“Zeitschrift für Sprachwissenschaft”* 35 [2], S. 171-216.